

Kaiser Friedrich II. der Hohenstauffe [Schluss]

Autor(en): **Köhler, W.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **8 (1911)**

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-764070>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

KAISER FRIEDRICH II. DER HOHENSTAUFEN

(Schluss.)

IV.

Eine *dauernde* Schöpfung hat Friedrich nicht ins Leben gerufen; wie ein Meteor verschwindet sein Werk am Staatenhimmel. Die Katastrophe wäre wohl unter allen Umständen eingetreten, da diese Ausnutzung aller Kräfte unter Hochdruck selbst das fruchtbarste Land nicht lange aushalten kann. Vielleicht war es ein Glück, dass der Wirbel der großen Politik auch Friedrichs Lieblingswerk mit forttriss. In dem selben Maße nämlich, wie Friedrich den sizilischen Staat festigte, wuchs die Feindschaft der römischen Kurie. Wer Sizilien beherrschte, saß dem Kirchenstaate in seinen süditaliänischen Besitzungen auf dem Nacken; daher geht von dem Augenblicke an, wo eine starke Macht, die der Normannen, sich in Sizilien festsetzt, die Politik der Kurie dahin, den Herrn Siziliens in ihre Dienste zu zwingen, zum mindesten, wenn dies nicht gelang, in Freundschaft mit ihm zu bleiben. So war es ein Triumph Innocenz' III. gewesen, von der Kaiserin-Mutter Konstanze Sizilien als Lehen und damit in seine Hand zu bekommen. Die Gefahr einer Restituierung der gefürchteten Doppelherrschaft Deutschland-Sizilien schien pariert, ja überwunden, als in Deutschland Otto und Philipp miteinander rangen; der eigentliche Erbe, Friedrich, aber außer Frage blieb. Aber nun hatte der Papst sie selbst wieder heraufbeschworen durch seine Proklamation Friedrichs zum deutschen Könige — der Not gehorchend, weil ihn sonst der Welfe überrannt hätte. Zwar hatte er, wie wir wissen, sofort durch harte Bedingungen den jungen König sich verpflichtet, aber zwischen Bedingungen und ihrer Erfüllung war ein Unterschied; die Kurie sollte das bald merken. Gerade eine der wichtigsten Bestimmungen, dass Friedrich als deutscher Herrscher auf Sizilien verzichten, es seinem Sohne Heinrich überlassen, sich selbst aber auf Deutschland beschränken sollte, war nicht erfüllt: Friedrich war der Herr über Sizilien und hatte auch die Oberhoheit in Deutschland, wo sein Sohn ihn vertrat: die Personalunion war also restituiert. Und

wer bürgte dann dafür, dass sie nicht auch sich voll ausreifen würde, dass Friedrich das in Sizilien begonnene nach Deutschland hinübertragen, die erteilten Privilegien zerreißen und dann die Zeiten seines Vaters, womöglich in noch schrofferer Form, wieder aus der Vergangenheit heraufbringen würde? So erwies sich die Verbindung Deutschland-Sizilien auch hier wieder verhängnisvoll; die Errichtung der sizilischen Monarchie barg den *casus belli* mit der Kurie in sich. Ein anderes kam hinzu: die freie Passage zwischen Deutschland und Sizilien sperrten in Norditalien die lombardischen Städte, jene alten Widersacher der deutschen Kaiser, die mit schwerer Mühe Friedrichs Großvater, der Barbarossa, in den Konstanzer Frieden von 1183 hineingezwungen hatte, der unter Gewährung großer Selbständigkeit dennoch die kaiserliche Oberhoheit wahrte. In der Verwirrung nach Heinrichs VI. Tode jedoch war die drückende Fessel von den Städten zersprengt und die alte Städtefreiheit neu aufgerichtet worden. Dass Friedrich hiergegen reagieren würde, lag auf der Hand, ebenso aber, dass gegen ihn wiederum die römische Kurie Front machte. Denn sie hatte ein Interesse daran, hier im Norden Italiens eine selbständige Macht zu haben, die durch Sperrung der Alpenpässe den Sizilianer im Schach halten und die Union Deutschland-Sizilien praktisch unwirksam machen konnte. Hier also lag der zweite *casus belli* zwischen dem Staufener und Rom. Die politischen Gegensätze, die so vorlagen, konnten wohl eine Zeitlang überbrückt werden, aber sie mussten sich doch immer wieder aneinander reiben, und aus der Reibung musste schließlich der Funke des Krieges herausspringen. Es fragte sich nur, wer den innerlich notwendig gewordenen Krieg äußerlich veranlassen würde. Und da steht es nun heute nahezu allgemein fest, dass nicht Friedrich, sondern der Papst den gespannten Bogen zum Springen brachte! Friedrich dachte politisch viel zu klug, um einen Bruch zu provozieren. Die Kirche repräsentierte eine Macht, mit der gemeinsam zu operieren eben um dieser Macht willen Vorteil versprach. So lange es irgend anging, sollten Staat und Kirche als die beiden weltbeherrschenden Mächte in Eintracht nebeneinander regieren; unbedenklich hat Friedrich der Kirche den weltlichen Arm zur Verfügung gestellt zur Vernichtung der Ketzer — von ihm stammen die furchtbaren Ketzeredikte, die Tausende und Abertausende den Flammen

überliefert haben. Wie der Bursche mit gleißendem Schmuck um die Gunst seines Mädchens wirbt, so hat Friedrich mit dieser furchtbaren Waffe kokettiert um die Gunst der Kirche, und diese ist darauf eingegangen. Auf diesem Gebiete, dem des Glaubens und der Zucht, ließ Friedrich der Kirche völlig freie Hand; aufgeehrt hat er erst dann, als man die Würde des Staates — und das war seine persönliche Ehre — antastete.

Schon unter dem ersten Nachfolger Innocenz III., Honorius III. hatte es gewetterleuchtet am politischen Himmel; aber der Sturm war vorübergezogen, Friedrich hatte aus des Papstes Händen in Frieden die Kaiserkrone empfangen. Auf Honorius war Gregor IX. gefolgt, ein Greis an Jahren, aber von fast jugendlicher Spannkraft und Energie in der Verfolgung kurialistischer Ziele. Sofort bricht der Friede zwischen Staat und Kirche auseinander; als der Kaiser, durch die Pest im Heere und eigene Krankheit verhindert, sich außerstande sieht, den schon Innocenz III. versprochenen Kreuzzug auszuführen, erfolgt zum ersten Male des Kaisers Bannung, formell berechtigt, gewiss, sachlich eine Provokation. Aber Friedrich nimmt den Fehdehandschuh nicht auf, er anerkennt den Bann und erstrebt seine Lösung durch Erfüllung des gegebenen Versprechens. Als ein Gebannter zieht er hinüber nach Palästina; es gelingt ihm, durch geschickte Ausnutzung politischer Differenzen unter den Muhammedanern die heilige Stadt Jerusalem den Christen zurückzugewinnen und Cypern zu besetzen; als Gebannter geht er einsam am frühen Morgen des Sonntags Oculi 1229 zum Hochaltar der Grabeskirche, nimmt von ihm die goldene Königskrone und setzt sie sich aufs Haupt — ohne Einsegnung, ohne irgendwelche kirchliche Förmlichkeit, durchaus korrekt nach kirchlicher Vorschrift. Und dann kehrt er zurück nach Italien und begehrt die Lösung vom Banne als sein gutes Recht — das Versprechen war erfüllt: aber nunmehr weigert sie der Papst — der beste Beweis, dass ihm das *Recht* Nebensache war, wenn die Vernichtung des Kaisers möglich wurde. Und diese war sein Ziel. Er hat von sich aus das Streitobjekt erweitert, es ausgedehnt auf die sizilische Verwaltung Friedrichs; er hat in dem Momente, da Friedrich sich anschickte zur Kreuzfahrt, um dem Rechte zu genügen, ein Schutz- und Trutzbündnis mit den Lombarden gegen Kaiser und Reich geschlossen;

er hat, sobald Friedrich abgereist war, alle Untertanen des Treueides an dem Gebannten entbunden und in Sizilien mit Waffengewalt die Revolution entfesselt — er *wollte* den Krieg. Aber selbst jetzt, da ihn die Kurie aufs äußerste gereizt hatte, geht Friedrich nicht über die Linie des Rechts hinaus; er beschränkt sich auf die Säuberung Siziliens von den päpstlichen Truppen, vermeidet den Angriffskrieg und schließt Frieden.

Feierlich verkündeten die Glocken aller Kirchen von San Germano in das Land hinein, dass der Streit zwischen Kaiser und Papst ausgeglichen sei. Aber er war es nur, um alsbald mit verdoppelter Heftigkeit wieder loszubrechen. Die lombardische Frage schuf jetzt den Kriegsfall. Und hier nun, in diesem Kampfe, hat Friedrich die maßvolle, ruhige Überlegung und Abwägung im Stich gelassen; hier ist er maßlos geworden in seinen Forderungen. Es scheint, als wenn ihn, der in der Kirche eine legitime Macht sah, die er respektierte, der Imperatorenzorn übermannte gegenüber den Reichsrebelln, die ihm zu trotzen wagten. Zuerst freilich bleibt Friedrich auch hier auf gesetzlichem Boden stehen, auf dem des Konstanzer Frieden; dann aber geht er darüber hinaus, und als, niedergeworfen in der Schlacht bei Cortenuova, die Lombarden selbst ihm Frieden bieten, da verlangt er *bedingungslose* Unterwerfung; er will sie knechten, wie er die Sizilianer knechtete, trunken im Übermute seines Sieges. Jetzt schien der Augenblick gekommen, wo die Passage von Deutschland nach Italien frei, wo Reichsitalien mit Sizilien zu einem monarchischen System sich zusammenschloss. In demselben Augenblicke jedoch, dem Höhepunkt der friderizianischen Macht, tritt der Papst hinüber auf die Seite der Rebellen, zum zweiten Male fällt der Bannstrahl auf den Staufn herab, aufs neue ringen Papst und Kaiser miteinander, in wildem, leidenschaftlichem Kampfe. Es ist, als solle der Jahre hindurch aufgespeicherte, mühsam zurückgedämmte Groll mit elementarer Wucht herausbrechen; es sind nicht mehr Personen, die sich gegenüberstehen, nein, Prinzipien, jene beiden großen Mächte, Staat und Kirche, Imperium und Sacerdotium, jene beiden Gegner, die nimmer im Frieden miteinander leben konnten von dem Augenblicke an, da die Kirche selbst anfing, Staat zu sein, und die doch immer wieder miteinander leben mussten, da sie Vertreter zweier für mittelalterliches Bewusstsein unzertrennlicher Interessen waren,

der Religion und Politik, jetzt schienen sie vor dem Entscheidungskampfe zu stehen. Beide, Friedrich wie der Papst, sind sich der prinzipiellen Bedeutung ihres Kampfes wohl bewusst, für den Papst kleidet sich diese Erkenntnis in die mittelalterlich-apokalyptische Form eines Kampfes gegen den Antichrist, der zum letzten Schlage gegen das Reich der Kinder Gottes ausholt; Flugschriften und Erklärungen werfen diese Ideen unter das Volk, das in steigende Erregung gerät; der Kaiser umgekehrt wirft das Antichristentum auf den Papst zurück, und wiederum tun Flugschriften und Erklärungen das der Menge kund. Und der Kampf lässt nicht nach, als ein neuer Papst den Stuhl Petri besteigt, Innocenz IV.; im Gegenteil — überall, in Deutschland wie in Italien, züngeln die Aufruhrflammen empor, der Papst wagt es, zu Lyon auf dem Konzile, den Kaiser absetzen zu lassen; Gegenkönige stehen auf, und mitten in diesem Ringen, in einem Augenblicke, da es um seine Sache besser zu werden schien, stirbt Friedrich II. am 13. Dezember 1250. Und nun schlagen die Wellen zusammen und fegen das Kaisertum hinweg; es beginnt die kaiserlose, die schreckliche Zeit. In Italien aber tritt die Macht, die einst dem Staufen gegen den Welfen geholfen hatte, das staufische Erbe an: Frankreich.

V.

In jenem Kampfe nun zwischen Friedrich und Gregor ist von päpstlicher Seite das berühmte Wort gegen den Kaiser gefallen, er habe gesagt, von drei Schwindlern, Moses, Christus und Muhammed sei die Welt betrogen worden, und albern seien alle, die da glaubten, dass von einer Jungfrau der Gott hätte geboren werden können, der die Natur und alles geschaffen habe. Diesem Satze fehle der Erfahrungsbeweis, und was er nicht beweisen könne, solle der Mensch nicht glauben. Man hat viel darüber gestritten, ob Friedrich dieses Wort gesprochen habe; er selbst hat es lebhaft zurückgewiesen, nachweisen lässt es sich bei ihm nicht. Fragt man aber, ob er es gesprochen haben *könne*, so wird man das bejahen müssen. Es ist sogar echt friderizianische Anschauung: was der Mensch nicht beweisen kann, das soll er nicht glauben. Die Zeit Friedrichs II. ist geistig nicht minder bewegt als politisch; und wie auf diesem Gebiete, so hat auf jenem der Kaiser selbst

ständig vollbewusst Stellung genommen zu den Geistesproblemen seiner Zeit.

Es ist für den Menschen unseres Jahrhunderts ungemein reizvoll, zu sehen, wie vor sieben Jahrhunderten auf unserer Erde allenthalben rührig und geschäftig am höchsten Probleme, dem der Wahrheit, gearbeitet wurde. Im dreizehnten Jahrhundert erreicht die kirchliche Wissenschaft, die Scholastik, ihren Gipfelpunkt, es schmiedet der Aquinate Thomas sein grandioses theologisches System, einem gotischen Dome vergleichbar, gegründet auf der menschlichen Vernunft, überbaut durch die göttliche Offenbarung. Und während hier spekulatives Denken seine Triumphe feierte, hatte zwei Menschenalter vorher die einfache, schlichte Frömmigkeit in wundersamer Weise Sprache gefunden in jenem liebenswürdigen Jüngling, von dem man sagte, dass er verstände, mit den Vögeln unter dem Himmel trautes Zwiegespräch zu führen, der kein Lamm sehen konnte, ohne an das Lamm Gottes zu denken, in dem *Künstler* unter den Heiligen, dem *poverello* von Assisi, dem heiligen Franz. Zwar ist die holde Blüte schnell von dem Dornengestrüpp kirchlicher Zucht und kirchlichen Parteilbens erstickt worden, aber die Wurzel, aus der heraus sie in besonders lieblicher Form sich entfaltet hatte, trieb ihre Schösslinge weiter in einer Reihe kleinerer oder größerer Gemeinschaften, die der Protest gegen die Verweltlichung der Kirche im *Kirchenstaat*, die Forderung apostolischer Schlichtheit und Sittenstrenge einte.

Für Friedrich II. kamen sie alle nicht in Betracht, sie waren ihm zu minderwertig, sie sind die „Ketzer“, die sein Strafrecht trifft. Nur einmal am Ende jenes Riesenkampfes mit dem Papsttum hat er es politisch für opportun gehalten, sich als kirchlicher Reformator aufzuspielen, der die apostolische Einfachheit gegen die Ansprüche des Papstes in die Wagschale warf. Die Frömmigkeit der verkirchlichten Franziskaner hat er nur als die Disziplin einer päpstlichen Polizeitruppe kennen gelernt, und die Scholastik lag ihm fern.

Ihn fesselte anderes. Zu der selben Zeit, da die kirchliche Wissenschaft ihr stolzes Gebäude zu krönen begann, untergrub die erwachende Naturwissenschaft und Mathematik ihr ganzes Fundament. Roger Bacon, der Oxforder Gelehrte, stellte den

Grundsatz auf, nicht die Spekulation, sondern die exakte Beobachtung sei Erkenntnisprinzip. Zur selben Zeit — Geistesbewegungen tauchen ja häufig an verschiedenen Stellen gleichzeitig auf — war die junge Pariser Hochschule von heftigen Kämpfen bewegt. Hier war der Bruch mit der Überlieferung schon vollzogen, die Einheit der Wahrheitserkenntnis zertrümmert und eine doppelte Wahrheit an ihre Stelle gesetzt, deren Teile man aber in ein gefährliches Gegenüber setzte: es könne etwas für den Glauben wahr sein, ohne es für den Wissenden zu sein. Das hieß; das Wissen sah auf den Glauben herab. Von da bis zur Skepsis in allen Dingen, die nicht der Beobachtung unterstehen, war nur ein Schritt. Sie ist nicht eigentlich in Frankreich erwachsen; man hatte sie von Spanien und den spanischen Philosophen arabischen Geblütes übernommen, unter denen im zwölften Jahrhundert der große Ausleger des Aristoteles, Averroes, der bedeutendste war. Nach ihm nennt man jene ganze philosophisch-skeptische Bewegung Averroismus. Historisch freilich nicht ganz korrekt, denn der Meister Averroes hatte noch nicht so radikal gedacht. Der Bruch der Wahrheitserkenntnis war ihm fremd, er hatte nur Stufen in der Wahrheitserfassung vertreten, kirchlichen Glauben und spekulative Erfassung desselben. Jene Skepsis ist eine Anschauung, die ganz den jungen Adelsstolz neu erstarkten Wissens an sich trägt. Die Lehre von der doppelten Wahrheit wird in die Lebenspraxis übergeführt: das wahre Wissen hat der Weise, der Philosoph; aber er wird es nicht sagen, es ist *seine* Weisheit, aber Gift für den, der es nicht versteht, wie die große Menge. Ihr gegenüber, die ja nicht reif ist für das Wissen, gilt es äußerlich dem Volksglauben sich zu fügen, dem Plunder der religiösen Gebräuche und Dogmen seine Reverenz zu machen, um dann doch wieder als Philosoph das Verdammungsurteil zu sprechen: alle Religion ist Trug; wer *weiß*, kann nicht glauben, hat auch schwerlich je geglaubt, sondern sich stets auf der Suche nach der gewussten Wahrheit befunden. Es ist ein Standpunkt, der in etwas an des Mephistopheles Wort erinnert:

Das beste, was du wissen kannst,
Darfst du den Buben doch nicht sagen.

Dieser Standpunkt ist der Friedrichs II.; er ist *der Averroist auf dem Throne der Hohenstaufen*. Wann er es geworden, und

wie er es *geworden*, wissen wir nicht; genug, dass er es war. Die empirische Methode hatte in ihm den gelehrigsten und gelehrtesten Schüler. Man muss des Kaisers ureigenstes Buch „Über die Kunst, mit Vögeln zu jagen“ zur Hand nehmen, will man seine Art, wissenschaftlich zu erfassen, kennen lernen! Ein Buch, auf breiter Basis der Beobachtung aufgebaut, jahre-, wohl jahrzehntelang hat der Kaiser an der Sammlung des zoologischen Materials gearbeitet. Aus England, Bulgarien, wohl selbst aus dem fernen Island, werden Falken und verwandte Vögel herbeigeschafft und verglichen, aus dem Oriente lässt er sich Falkner an seinen Hof schicken und ihre Kunst sich mitteilen; auch lässt er wohl von Staats wegen in einer Grafschaft alle Sperber einfangen für die Zwecke seiner Untersuchung. Denn der Kaiser will *gesehen* haben, was er darlegt; er merkt es mit Bedauern an, wenn er über Tiere in fernen Landen nicht aus persönlicher Kenntnisnahme urteilen kann. Er scheut sich auch nicht, die unantastbaren mittelalterlichen Autoritäten, einen Hippokrates, Plinius, Aristoteles zu korrigieren, wenn sie mit seinen eigenen Beobachtungen nicht stimmen. Und er beobachtet als Fachmann, nicht als spielender Dilettant. So sieht er, wie die Pupille der Habichte und Sperber sich vergrößert, wenn sie einen Gegenstand fixieren, so erkennt er die hergebrachte Unterscheidung zweier Falkenarten als falsch, weil es sich nur um Differenzierung derselben Art unter Einfluss verschiedenen Klimas handelt. Ebenso methodisch wie diese Einzelbeobachtungen ist der Gesamtaufbau seines ornithologischen Systems: erst die Vögel im allgemeinen, dann die Raubvögel, dann speziell die Falken. Es wird wahr bleiben, was Leopold von Ranke über dieses Buch geurteilt hat, dass sein Verfasser „als einer der größten Kenner dieses Teiles der Zoologie betrachtet werden muss, die je gelebt haben.“

Und doch war die Zoologie nur ein kleiner, besonders gehogter Teil seines gesamten wissenschaftlichen Interesses. Neben der Zoologie stand die Medizin und Mathematik. Der Kaiser selbst wird Mediziner; er versteht, einem Gelehrten, der über Pferdeheilkunde schrieb, selbst beobachtete Unterweisung zu geben; er lässt ein Buch über Physiognomik ausarbeiten, und für die Mediziner seiner Hochschule schreibt er staatliches Examen vor. Es wird erzählt, er habe zwei Menschen den Leib aufschneiden

lassen, um über die Funktionen des Magens und Darmes Sicherheit zu gewinnen, oder er habe Kinderwärterinnen strikten Befehl gegeben, in unbedingtem Stillschweigen ihre Pflinglinge aufzuziehen, da er wissen wollte, welche Sprache jene Kinder von selber reden würden. Das mag Anekdote sein, aber es charakterisiert gut. Bei den berühmtesten Mathematikern seiner Zeit ging er selbst zur Schule und folgte ihren Disputationen, von einem kostbaren Tellurium, das ihm der Sultan schenkte, sagte er, es sei sein Liebstes auf Erden nächst seinem Sohne Konrad. Mit den arabischen Gelehrten stand er in reger Korrespondenz, und als ihn sein Kreuzzug in den Orient führte, sammelte er in Jerusalem die Elite der Wissenschaft um sich, und alle sind erstaunt von dem Reichtum seines Wissens — es ist nicht Zufall, dass gerade die arabischen Chronisten mit großer Hochachtung von ihm sprechen. Verstand er doch auch in ihrer Sprache zu ihnen zu reden; nicht weniger als sieben Sprachen beherrschte er, neben dem Arabischen das Griechische, lateinisch, französisch, italiänisch, Mundart deutsch; und er sprach und schrieb gut, in frischem, elegantem Stile, der selbst in gebundener Rede leicht dahinfließ. Dante hat ihn den Vater der italiänischen Poesie genannt, um freilich auf der andern Seite den Averroisten in die Hölle zu versetzen. Wiederum zieht Friedrich zahlreiche Künstler an seinen Hof; er selbst fertigt Entwürfe für seine Burgen, und prunkvoll aber auch kunstvoll streben die Paläste empor; sein Künstlerauge vermag die natürliche Schönheit Siziliens mit menschlicher Kunstfertigkeit zu ästhetischer Harmonie zu verschmelzen.

Aber er bleibt nicht an der Erde, am Sinnlichen haften; er dringt vor zu den höchsten metaphysischen Problemen. Er will Belehrung über die Kategorien des Denkens, will wissen, ob und wie es möglich sei, dass die Welt von Ewigkeit her existiere, wie es das Kausalgesetz zu fordern scheint, will Beweise für oder gegen die Unsterblichkeit der Seele; denn ohne Beweise gibt es für ihn keine Erkenntnis.

VI.

Ein solch reicher, universaler Geist war zu reich, um kirchlich sein zu können. Den engen, mittelalterlich-supranaturalistischen, kirchlich-scholastischen Rahmen musste er allenthalben

sprengen. Dieser Mann, der überall, auf allen Gebieten des Wissens Wahrheit suchte und der auch überall Wahrheitskeime zu finden fähig war, für den war es unmöglich, die Wahrheit sich komprimiert zu denken in ein kirchliches System; dem war sogar eine einzige Religion zu eng, um die Wahrheit zu fassen. Für Friedrich II. ist die vom Mittelalter streng aufgerichtete Schranke zwischen Christentum und anderen Religionen, die hier nur Irrtum, dort nur Wahrheit sah, gefallen; die Religionen stehen ihm gleichberechtigt nebeneinander; er vergleicht und beobachtet sie, um dann doch schließlich mit einem skeptischen Achselzucken darüber hinwegzugehen: Wissen geben sie allesamt nicht, nur Glauben, den als selbständiges Erkenntnisorgan zu erfassen noch nicht möglich geworden war. Das ist echt averroistisch gedacht und zugleich echt sizilianisch empfunden. In Sizilien war die Glaubensfreiheit praktisch vollzogen: Griechen, katholische Christen und Muhammedaner lebten friedlich nebeneinander, und der Kaiser, der sonst nur *einen* Willen und *einen* Gehorsam kannte, ließ hier jeden nach seiner Façon selig werden; er schützte die Toleranz mit seiner Autorität. Und indem er alle drei Konfessionen schützt, macht er persönlich durchaus kein Hehl aus seiner Vorliebe und Sympathie nicht zwar sowohl für die islamische Religion als vielmehr für orientalische Kultur und Lebensauffassung. Sein maßloses Imperatorenbewusstsein ist echt orientalisch, seine keine Schranken kennende Grausamkeit, die kaltblütig Kriegsgefangene als Panzer vor die eigenen Geschütze spannen lassen kann, nicht minder; der Kaiser liebt es, orientalischen Prunk und Luxus zu entfalten, glänzend reiche Marställe edler Araberrosse, Menagerien von Löwen, Panthern, Bären, Affen und als Hauptschaustück einen mächtigen Elefanten, ein Geschenk des ägyptischen Sultans, mit sich zu führen. Es ist orientalisch, wenn äthiopische Neger, auf Silbertrompeten blasend, ihm vorauf ziehen, wenn Tänzer und Jongleure ihm folgen, wenn in seinen Palästen unter dem gedämpften Schimmer rötlicher oder blauer Marmorwände anmutige Sarazeninnen auf rollenden Kugeln tanzen oder beim Klang der Zymbeln und Kastagnetten die schlanken Leiber im Tanze rhythmisch wiegen. Es ist orientalisch, wenn der Kaiser einen Harem mit sich führt, selbst bis ins Feldlager, und sich schrankenlos dem sinnlichen Genuss hingibt; es ist orientalisch, und doch wohl

auch menschlich, gerade bei solchen eminent geistigen Arbeitern, wie Friedrich einer war, ist Sinnlichkeit nicht selten — denken wir an Napoleon I.; es ist, als sollte die aufs höchste angespannte Geisteskraft auf der anderen Seite wieder ausgelöst werden müssen, um das psychisch-physische Gleichgewicht zu erhalten. Es ist Sympathie für den Orient, wenn Friedrich dem Muhammedaner ausdrücklich die Ausübung seines Kultus in Jerusalem gestattet, und diese Sympathie kann ihn wohl einmal dazu wegreißen, die Christen als die Schweine zu titulieren, die die heilige Stadt besudelt haben. Respekt vor dem Christentum ist das freilich ganz und gar nicht, *innerlich geachtet* hat Friedrich das Christentum nie, und wenn er es *äußerlich respektierte*, wenn er diesem Respekte dem Papst gegenüber geflissentlich Ausdruck gab, wenn er selbst im Zisterzienserordenskleid sich begraben wissen wollte, so guckt doch aus der Kutte leise der Spötter hervor, der herablickt auf all diesen Plunder, und der ihn nur dann braucht, wenn er ihm nützlich ist. Es guckt der Spötter heraus, der gelegentlich einer Heuschreckenepidemie es besser und praktischer bezeichnete als alle kirchlichen Bittgänge, wenn jeder Bürger kommandiert würde, ein bestimmtes Maß Heuschrecken zu sammeln.

VII.

Gewiss ein seltener, eigenartiger Mann, dieser Kaiser! Der genialste und reifste der Hohenstaufen, ein Mann, der die gesamte Bildung seiner Zeit in sich konzentrierte, der, indem er alle die geistigen und kulturellen Anregungen seiner Zeit zu einem lebendigen Ganzen verband, weit über den Durchschnitt hinausragt. Ein Mann, der weiß, dass Wissen Macht bedeutet, und der auf Grund *seines* Wissens Despot ist. Gewiss will ich die Schattenseiten dieser Despotie nicht fortwischen, aber ich möchte es doch nicht wagen, hier von Egoismus zu reden. Es ist etwas anderes, ein ungeheures, sich selbst seine Zwecke setzendes geistiges Kraftbewusstsein, das seine Fülle rücksichtslos ausströmen lässt, und das trotz aller Proteste, welche eine pedantische Moral erheben möchte — ich kann es nicht anders nennen — Bewunderung abzwingt vor seiner inneren Größe und Willensenergie. Es steckt etwas vom Übermenschen in Friedrich, von dem Menschen, der über den öden Kleinkram des Lebens, nicht zum wenigsten über

das Gezänke der Kirche und ihrer Theologen weit sich erhaben fühlt. Wenn modern sein heißt antitraditionell sein, so ist Friedrich II. ein eminent moderner Mensch gewesen; sein Staatsideal nicht minder wie seine Weltanschauung treten heraus aus dem gewöhnlichen Geleise. Er ist modern aber auch in *dem* Sinne, dass seine Gedanken in der Gegenwart fortleben. Ganz Unrecht hatte das Volk nicht, wenn es die Wiederkehr dieses Kaisers erwartete. Zwar ist er nicht wiedergekehrt bei der Neuaufrichtung des deutschen Reiches, damit hat Friedrich II. nichts zu schaffen; seine Stunde kam, als um die Wende des 18. zum 19. Jahrhundert die Geister in England, Frankreich und Deutschland lebendig wurden, zu jener größten Geistesrevolution, die die Geschichte kennt, zur Aufklärung. „Vor grauen Jahren lebt ein Mann im Osten, der einen Ring von unschätzbarem Wert aus lieber Hand besaß“ — mit dieser Parabel von den drei Ringen knüpft Lessing direkt an das Zeitalter Friedrichs II., an das Wort von den 3 Betrügern — betrogene Betrüger nennt sie Lessing — an. Für die Aufklärung ist die Schranke, die das Christentum gegen die anderen Religionen errichtet hatte, erst recht gefallen, und ungehemmt ergoss sich der Strom der Erkenntnis über alle Gebiete des Wissens. Jetzt erst wurde die exakte Naturbeobachtung vollauf möglich, jetzt erst entsteht die historische, entwickelnde Methode, jetzt erst beginnt die vergleichende Religionsbetrachtung, die auch das Christentum hineinstellt in den Fluss geschichtlichen Werdens, und die aufs neue die Frage nach seiner Unüberbietbarkeit stellt. Die Gegenwart steht noch mitten in den durch die Aufklärung geschaffenen Problemen darin; versucht sie es, der Geschichte dieser Probleme nachzugehen, dann wird sie auf Friedrich II. zurückgeführt. Von all seinen zum Teil grandiosen Schöpfungen ist allein sein Ringen nach Erkenntnis nicht untergegangen. Die modernen Probleme — und es sind letztlich die höchsten der Menschheit — hat er nicht gelöst, auch wohl nicht voll und klar begriffen, wohl aber hat er sie geahnt und in seiner Weise empfunden. Das sichert ihm Unsterblichkeit.

ZÜRICH

W. KÖHLER

